

Revolutionserlebnisse 1918

Von Wilhelm Koblhaas

Im Herbst 1918 kam ich mit einer schweren Verwundung von der Westfront in meine Heimatstadt Stuttgart zurück, ins Furtbachlazarett unweit meiner alten Schule, von der ich mit meinen Jugendfreunden Ende 1916 nicht schnell genug hatte fortkommen können, um gewiß noch den Krieg gewinnen zu helfen.

Unsre Reifejahre waren von den Augusttagen 1914 her unter dem Leitmotiv eines patriotischen Pathos gestanden, das durch die Lehren der antiken Ideale noch gefördert war und denen, die heute so jung sind wie wir vor 50 Jahren, schwer verständlich gemacht werden kann.

In den Revolutionswirren, die noch acht Wochen vorher kaum jemand ahnte, war einer der Hauptwürfe gegen das alte System die rasche Beförderung so junger Leutchen, die, selbst fast noch Kinder, alten Feldsoldaten, gar Familienvätern befehlen sollten. Ich glaube: bis auf einige vom Dünkel besessene Ausnahmen haben wir selbst das Ungesunde dieser Offiziersergänzung empfunden, die im Prinzip zwar in allen Armeen galt, aber doch nicht für eine so lange Kriegsdauer paßte, wo vom ganzen Volk in all seinen Klassen der höchste Einsatz verlangt war. Wollten wir Jüngsten dabei bestehen, so durften wir uns nicht schonen, und ich darf es damit belegen, daß von den Kriegseleuten meines Jahrgangs in den wenigen Monaten seit der Frühjahrsoffensive 1918 jeder Dritte gefallen ist und kaum einer unverwundet zurückkam.

Nun wachte ich also wieder in Stuttgart auf, recht unangenehm, denn gleich am ersten Morgen – es war der 15. September, ein Sonntag – gab es Fliegeralarm, und wer das noch nicht so ernstnahm, wurde eines Besseren belehrt: ganz in der Nähe, in der Heusteigstraße, krachte es erheblich, und elf Menschen wur-

den von einer Bombe getötet – gewiß geringe Zahlen neben den Opfern des zweiten Krieges, damals aber ein Warnzeichen, was noch kommen konnte –, auch aus der Luft, aus der man 1914 noch von schwankenden Kisten Stahlpfeile abgeworfen hatte und wo nun schon ‚Geschwader‘ angesummt kamen: an jenem Sonntag ganze zehn Maschinen! Und an der Front hatte man mit langen Gesichtern gar 50 Feinde über uns hinfliegen sehen, denen sich von den Unsern nur selten einer oder zwei entgegenwarfen! – Solche Zahlen bestimmten damals die „Herrschaft in der Luft“!

Überall hatte man draußen die wachsende Übermacht zu spüren bekommen – man hätte es sich sagen müssen, daß man mit allem, mit Truppenzahl, Material und Ernährung am Ende war, während man mit den gelichteten Divisionen von Stellung zu Stellung auswich ... aber wenn ich einen politisch wie militärisch so bedeutenden Zeugen wie meinen Feldkompanieführer Eberhard Wildermuth zitieren darf, so hielt man stand „im verdrängten Gefühl des unbrennbaren Zusammenbruchs“ und in jenem Kameradschaftsgefühl, das nun einmal keinem erlaubte, ohne den andern einfach davonzulaufen.

Aber wenn die Westfront so eben noch hielt, so war das gewiß etwas anderes als die Phrase „im Felde unbesiegt“, die hinterher vernebelte, wie sehr der Krieg als ein Weltkrieg verloren war, als die Bundesgenossen, erst Bulgarien und bald auch Österreich-Ungarn zusammenbrachen. Im Lazarett überdachte man wohl mehr als im Frontalltag, wie das weitergehen sollte, wenn sich an den deutschen Grenzen im Süden und Osten neue feindliche Fronten bilden würden; wenn ich die damalige Stimmung recht wiederzugeben weiß, so hoffte man nur darauf, daß das Waffenstillstandsgesuch an Wilson, zu dem die

ganze Lage anfangs Oktober gezwungen hatte, noch zu rechter Zeit zur Einstellung der Kampfhandlungen führen werde. Man empfand das Hin und Her, durch das die Aufnahme der Verhandlungen noch über Wochen hingezogen wurde, als Tücke des Gegners, die uns erst noch tiefer in die Niederlage hinabdrücken wolle . . . und so war man (ich möchte sagen: mit einem verzweifelten Trotz) stolz darauf, daß die Front noch immer hielt und die Stuttgarter Division sich noch am 25. Oktober in einem harten Abwehrkampf behauptete. Ich erfuhr auch, was es kostete – denn ich verlor an jenem Tag zwei liebe Jugendfreunde, und das kann ein Leben nie mehr ersetzen – wie eben Uhlands Lied nicht nur den Toten gilt, sondern auch denen, die ohne ihren guten Kameraden den Weg weiterzugehen haben.

Ich darf dies alles erwähnen als Erklärung, warum man sich noch so wenige Tage vor dem Umsturz und trotz des verlorenen Krieges eine Revolution doch einfach nicht vorstellen konnte: Revolution als blutigen Aufruhr, wie ihn die Berichte aus Rußland beschrieben, konnte sich von unsern Soldaten, unsern Landsleuten keiner denken. Ja, man fühlte wohl, daß etwas gärte und brodelte, doch wenn wir in einem Schoppengespräch der Genesenden von der Gründung einer ‚Weißen Garde‘ auf der Schwäbischen Alb sprachen, so fehlte dem der wirkliche Ernst . . . und es ist ja, Gott sei Dank, auch nicht so gekommen . . .

Als Zeuge jener Tage habe ich in den späteren Veröffentlichungen über Hergang und Zusammenhänge, Schuld oder Versagen doch fast ganz die gründliche lebendige Herausarbeitung vermißt, was sich aus dem Alltag als lähmend und schließlich entscheidend aufdrängte: die furchtbare Not in der Heimat! Gewiß mußte sich auch die Feldtruppe mit dem zunehmenden Mangel herumschlagen – in den Kesseln, die die Essenträger auf dem Rücken in die Stellung schleppten, wechselte „Ulanenhäcksel“ (so nannte man das Dörrgemüse) mit der dünnen Graupenbrühe, die „blauer Heinrich“ hieß. War das schon dürftig genug (und Ruhr und Grippe taten das ihrige dazu), so sah man doch erst zu Hause, daß es dort noch weit schlimmer stand: Brot aus Kartoffelmehl und Kleie, das bald zusammenklebte oder in Brösel zerfiel – „Ersatz“ als Trumpf für Ernährung und Kleidung, so daß der ‚Witz‘ umging von dem Mann, der sich aufhängen wollte und nicht konnte, weil er nur „Strick-Ersatz“ fand . . .

Für die Verpflegung der Genesenden in den Lazaretten war immer noch besser gesorgt, und Uniformen lagen noch genug auf den Kleiderkammern, aber die

Kinder bekamen schulfrei, um Brennesseln als Spinnstoff zu sammeln, und die Schuhmacher nagelten Holzsohlen, weil es kein Leder mehr gab . . . Das Ausmaß, was alles bewirtschaftet (zu deutsch: eben nicht mehr da) war, habe ich erst wieder ganz überblickt, als ich vierzig Jahre später für die Chronik meiner Heimatstadt diese ganzen Beschlagnahme- und Aushilfsverfügungen zusammensuchte: „eine organisierte Hungersnot“ hat ein Neutraler diese Folgen der Feindblockade genannt . . . und dazu als Schlimmstes der Kohlenmangel: die Züge aus dem Ruhrgebiet schafften es kaum noch bis Württemberg, die Städtischen Werke hatten oft nur noch Koks für zwei Tage, das Kochen in den Haushaltungen war auf wenige bestimmte Stunden begrenzt, daheim behelfen sich die Familien im einzigen Zimmer um ein mit Torf beheiztes Kanonen-Öfchen – dazu kam die frühe Verdunkelung, nicht so sehr wegen der Flieger, sondern weil es dann eben keinen Strom mehr gab.

War die blanke Not ein Hauptfaktor für Erschöpfung und „Kriegs-Ekel“ (wie es Conrad Hausmann genannt hat) und damit für die Revolution und ihr Gelingen, so war sie auch ein Hauptgrund dafür, daß sie nicht radikaler weitergeführt wurde: das große Wort „alle Räder stehen still, wenn Dein starker Arm es will“ hatte seine Grenze da, wo binnen weniger Tage ein Chaos eingetreten wäre, und das Hauptverdienst, daß es dazu nicht kam, gebührt nicht Soldaten und Politikern, sondern den Lokführern und Heizern der Eisenbahn, die sich mit dem miserabelsten Brennmaterial unverdrossen plagten, so daß sich die Versorgungslücke nicht zu katastrophalen Folgen ausweiten konnte. Im Grunde war auch das ein Stück der alten Ordnung, die in ihren Pflichtbegriffen den Umsturz überdauerte.

Wie sich im alten Württemberg irgendwie alles kannte, habe ich von nahezu allen damals bestimmten Persönlichkeiten einen Eindruck behalten. Zu ihnen gehörte als alter Freund meines Elternhauses der letzte königliche Innenminister, Dr. Ludwig von Koehler, ein hochgewachsener stattlicher Mann von liebenswürdiger Verbindlichkeit, die ihm ermöglichte, auch mit den Wortführern der ersten revolutionären Kundgebungen zu verhandeln, ohne der Autorität etwas zu vergeben.

Unter ihnen tat sich der damals 23jährige Fritz Rück hervor, damals ein fanatischer Agitator, über den viel Absprechendes verbreitet wurde, das hinterher der genauen Nachprüfung nicht standhielt. Er hat mit bedenkenlosem Einsatz seiner Person die Revolution in Württemberg eigentlich erst angefacht – spä-



Kundgebung im Hof der Rotebühlkaserne mit Ansprache des Kriegsministers Albert Schreiner

ter hat er sich, vor allem unter dem Eindruck des schwedischen Sozialismus, zu gemäßigteren Auffassungen gewandelt. Bei den ersten Stuttgarter Demonstrationen, bei denen er ein „revolutionäres Manifest“ verlas und die Beteiligung eines Arbeiterrats bei den Waffenstillstandsverhandlungen forderte, hatte er noch keine ausreichende Gefolgschaft, und die städtische Schutzmannschaft sah dem Aufzug gelassen zu, der sich denn auch ruhig verlief, nachdem die Wortführer beim Innenminister Dr. v. Koehler empfangen und angehört worden waren. Wie wenig wirklich „revolutionär“ es sogar bei ihnen zuging, zeigt die Antwort, die einer von ihnen dem Minister auf den Hinweis, daß der König doch immer tadelfrei regiert habe, ganz gemächlich gab: „Ja, aber 's ischt wege dem Sysctem.“

Bedenklicher war es schon in Friedrichshafen, wo bei den großen Flugzeug- und Motorenwerken auf Grund der Dienstverpflichtung eine große Zahl nicht-bodenständiger Arbeiter behelfsmäßig zusammengebracht war und Unzufriedenheit und Agitation einen günstigen Boden fanden. Mein alter Freund, Oberregierungsrat a. D. Boxler, wurde, als er, damals als Kriminalkommissar, einen der revolutionären Wortführer festnahm, von diesem nach seinem Namen gefragt und erhielt auf die Frage, „wozu

wollet Se den wisse?“ die Antwort: „Heut verhaften Sie mich, morgen verhafte ich Sie!“ – Als Boxler mit seinem Bericht nach Stuttgart zurückkam, fand er seinen Vorgesetzten im Hof der damaligen Stadtdirektion (an der Neuen Brücke) damit beschäftigt, einen großen Waschkessel mit Dienststakten zu heizen, und erhielt den Bescheid: „Thun Se Ihren Bericht no au glei mit derzu – mir habe Revolution.“

Den Anstoß zu der überstürzten Entwicklung hatte die Meuterei der Hochseeflotte gegen den Befehl der Admirale gegeben, die in letzter Stunde eine Verzweiflungsschlacht planten. Von der Ausbreitung der revolutionären Matrosengruppen über das ganze Reich erfuhr man wohl von Mund zu Mund, aber noch glaubte man nicht, daß es auch in Württemberg so weit kommen könne – und auch nicht daran, daß es nötig werden könne, die Staatsordnung mit Waffen zu verteidigen. Die sozialdemokratische Führung unter Wilhelm Keil stand ja eben jetzt in Verbindung mit dem königlichen Kabinett wegen des Eintritts in die Regierung.

Was die Bürger, und zumal die Offiziere, gewissermaßen persönlich anging, war der Schutz des Königs gegen irgendwelche Belästigungen und Angriffe, auch wenn man sie im Grunde bei seiner allgemeinen Beliebtheit nicht für möglich hielt. Ich habe ihn in



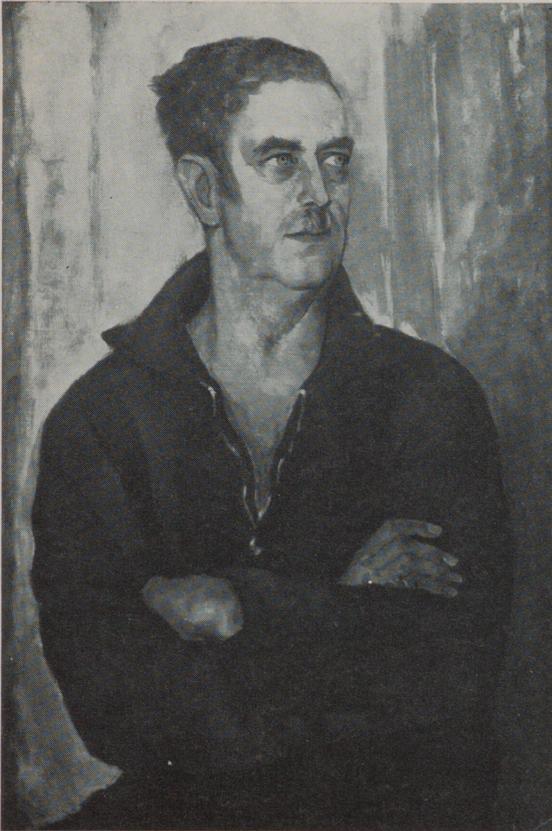
Begrüßung des 7. württ. Infanterieregiments Nr. 125 durch Oberbürgermeister Lautenschlager und Generalmajor Stroehlin

den ersten Tagen, als ich wieder aus dem Lazarett humpeln konnte, wie sonst mit seinen Spitzerhunden auf der Straße gesehen, elegant und in seinem raschen elastischen Schritt, ohne jede Begleitung . . . Aber nun fragte man sich doch, ob das so bleiben könne, und als ich bei der Begegnung mit einem invaliden Regimentskameraden am 8. November erfuhr, daß sich die Offiziere des Regiments, soweit sie sich in Stuttgart befanden, am Abend im Kasino in der Rotebühlkaserne trafen, war ich natürlich auch dort, um mich wie viele andere zu melden, falls eine Wachtruppe für den Schutz des Wilhelmspalasts gebildet würde . . . An mehr hat man auch da nicht gedacht: es war schlechthin unvorstellbar, daß irgendwer nach 4 Jahren Krieg einen Schießbefehl gegen Demonstranten geben würde, die nun eben die Beendigung des Kriegs, der Sorgen und des Hungers verlangten. Hätte einer den König angegriffen – das wäre etwas anderes gewesen! Doch der Kommandeur unsres Ersatzbataillons beruhigte uns: es sei für alle Möglichkeiten vorgesorgt – das einzig Wichtige sei, keine Zwischenfälle herauszufordern, also auch sich während der für Samstag,

9. November, angekündigten großen Kundgebung nicht gerade in Uniform zu zeigen.

Nun, als Lazarett-Insasse hatte ich dazu ohnehin keinen Anlaß, also trieb mich meine Neugier am Vormittag des 9. November in Zivil auf die Straße, wo es zwar etwas lebhafter als sonst zuging, aber erst von etwa elf Uhr ab die geschlossen von Untertürkheim, Cannstatt und Feuerbach heraufgekommenen Demonstrationzüge nach den großen im Schloßhof und auf dem Marktplatz gehaltenen Ansprachen ihren Weg durch die Hauptstraßen fortsetzten. In den Zügen selbst herrschte eine erstaunliche Ruhe, einzig die roten Fahnen sprachen von einer Revolution – ein anderes Bild bot sich in dem Gedränge, das um sie herstrudelte: vor allem jetzt viele Soldaten, die das Lederzeug abgeschnallt und, zum Zeichen, daß die alte Disziplin nicht mehr gelte, die Gewehre mit der Mündung nach abwärts umgehängt trugen; nur die schwarz-weiß-rote Kokarde war als das Zeichen des Kaiserreichs durchweg durch eine rote ersetzt worden.

Am Karlsplatz zeichnete sich in dem Gewühl plötzlich ein Strudel ab, der gegen das Waisenhaus und



Paul Hahn

Gemälde von Käthe Schaller-Härlin

auch gegen das Wilhelmopalais hintrieb – recht deutlich zu erkennen war das aus der Ferne nicht, da dort, über dem heutigen Straßenbahntunnel, eine Anlage die Sicht verdeckte. Durchzukommen war ohnehin nicht, aber das Gesamtbild war jetzt doch ein solches Gegenteil von ‚Ordnung‘, daß ich auf dem kürzesten Weg die Rotebühlkaserne aufsuchte, um zu sehen, was dort im Werke war. Dort war das Tor schon weit aufgerissen, am Westflügel, dem des Siebten Regiments, stand auf einer Tribüne ein Offizierstellvertreter, der dann für einige Tage als Kriegsminister eingesetzte Albert Schreiner, und hielt mit heftigen Bewegungen eine revolutionäre Ansprache, die in dem allgemeinen Trubel niemand verstand und in dem weiten Hof nur recht wenige Zuhörer fand. Aus den Waffenkammern waren Massen von Gewehren geholt worden, die nun im Hof zerschlagen wurden – Offiziere sah ich erst gar nicht, und nach einer Weile den Kommandeur unsres Ersatzbataillons, der von einigen Leuten in roten Arm-

binden ins benachbarte Gouvernement begleitet wurde –, wie ich später hörte, wegen der revolutionären Forderung auf allgemeinen Urlaub über das Wochenende.

Denn dies ist und bleibt das Bezeichnende an dieser Revolution: daß sie nicht in allgemeiner Auflösung mündete, sondern daß die Aufrechterhaltung einer militärischen Ordnung, wenn auch von nun ab Soldatenräte aus der Truppe mitbestimmen sollten, keinen Augenblick in Zweifel gezogen wurde und sogar Schreiner, so radikal er sich später gab, die Unterordnung unter die Offiziere in seinen ersten Bekanntmachungen ausdrücklich unterstrich. Daß das nicht so einfach war, steht auf einem andern Blatt – denn das allgemeine Nachgeben vor der Revolution war doch nicht durchweg in würdigen Formen, vielfach geradezu beflissen liebedienerisch erfolgt. Mißhandlungen von Offizieren habe ich nirgends selbst gesehen, das Abreißen der Schulterstücke und Zerschneiden der Degen war für den, den es zufällig traf und der seine Pflicht im Feld getan hatte, sicherlich ein abstoßendes Erlebnis; in andern Fällen ist es unterblieben ... Man hat diesen Dingen damals wohl zuviel Bedeutung zugemessen, wenn man sich vorstellt, wieviel gewalttätiger, blutiger alles hätte ablaufen können.

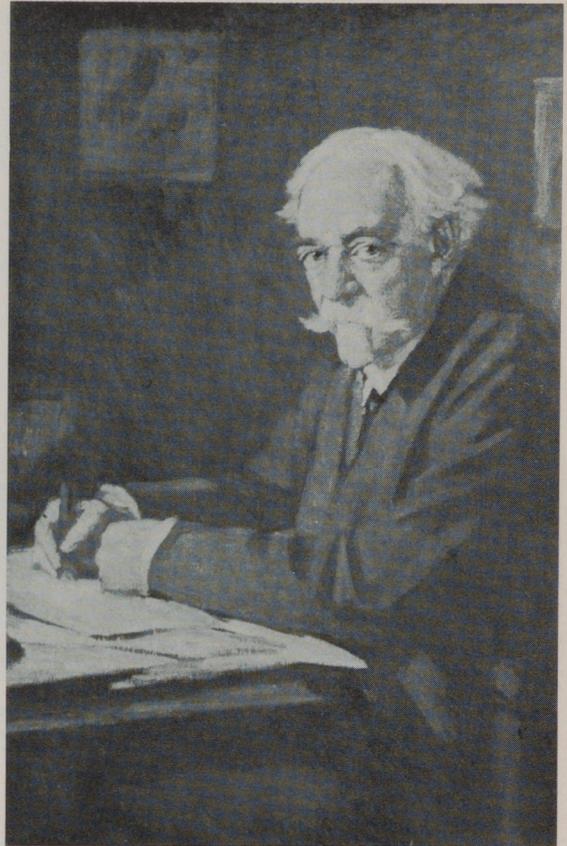
Der einzige massive Angriff am Revolutionstag ist ja, leider, auf das Haus des Königs erfolgt, ausgelöst und angeführt von ein paar Schreibern, wie sie bei jeder Erschütterung der Ordnung oben sind und die darum auch 1933 mit umgekehrten Vorzeichen mit dabei waren. Ohne daß ich damals Augenzeuge war, darf ich hier davon sprechen, weil ich die Legende vom angeblichen „wackeren Schwaben“, der den Sturm aufs Palais abgewehrt und den König gerettet haben will, und die durch die Geschichtsschreibung bis in die Schulbücher gedrungen ist, in mühevollen Studien und Kämpfen entlarvt habe; aber auch die lokalpatriotische Entschuldigung, es seien keine Landeskinder, sondern „Reingeschmeckte“ und zugereiste Sturmvögel der Revolution gewesen, läßt sich nun einmal nicht aufrechterhalten. Der Kampf um die Richtigstellung dieser Dinge hat mich in späteren Tagen in Achtung und Freundschaft mit Wilhelm Keil zusammengeführt, dessen bestimmtem und bescheidenem Wirken in der sozialdemokratischen Parteiführung das Land ebensoviel verdankt wie dem Aushalten der Beamten und Offiziere in ihrem Dienst, zu dem sie der König bei seinem Scheiden aufforderte.

Obwohl es für die Heilung meiner Wunde besser gewesen wäre, die mich dann 50 Jahre lang mit immer neuen Rückfallentzündungen geplagt hat –

war es mir nicht möglich, in solch unruhiger Zeit untätig im Lazarett zu sitzen, und ich hielt es für meine Pflicht, mich zum Dienst zu melden. Ohne Überheblichkeit gesprochen: allzuviele haben nicht ebenso gedacht, und so kam man recht oft an die Reihe und bekam dabei manchen Einblick in jene seltsamen Wochen: erst einmal die Bekanntschaft mit den Soldatenräten, die in jeder Truppe „gewählt“ worden waren – das heißt: die Mehrheit hatte durch Zuruf den bestätigt, der in einem kleineren Kreis schon dafür bestimmt war, oder aber auch, wer sich berufen fühlte, in der neuen Morgenluft eine Rolle zu spielen. Die wirklich politischen Köpfe waren weiterdelegiert worden in den Garnison- und später Landes-Soldatenrat; von ihnen lernte ich später manchen als klugen und verantwortungsbewußten Mann kennen, meist alte Sozialdemokraten, die um der Sache willen ihr Amt ausübten und sich früher oder später still und ohne Dank in den Beruf zurückzogen. Über einige andere, die zeitweilig einen gefährlichen politischen Ehrgeiz entfalteten, ist die Entwicklung rasch hinweggegangen. Daß einige dunkle Existenzen sich plötzlich hochzuspielen verstanden, kann niemand in Abrede stellen – in Stuttgart stand eine Weile ein wegen Unzuverlässigkeit abgemeldeter früherer Rechtsanwalt im Vordergrund und hielt sogar die Begrüßungsansprache beim Einzug der Frontregimenter – das war denn doch zuviel und hat, wie so manche Torheit solcher Eintagsgrößen, den Gesamteindruck der großen Leistung, daß man durch die Klippen des Umsturzes überhaupt so weit gekommen war, nachhaltig geschmälert.

So führte bei unserem Ersatzbataillon ein Mann das große Wort, den niemand im Regiment je gekannt hatte; dann kam durch ein Fahndungsersuchen an den Tag; daß er als Überläufer in einem französischen Gefangenenlager eine dunkle Rolle gespielt habe. Die wenigen Figuren, die in den Arbeiter- und Soldatenräten ein Mitspracherecht auch für die Deserteure forderten, haben zwar keine praktische Bedeutung erlangt, aber als Beispiele der späteren Dolchstoß-Legende gedient.

Im allgemeinen aber waren die Soldatenräte nicht nur „gut zu haben“ – und diese Erfahrung habe nicht nur ich als kleiner Leutnant gemacht –, sie schienen geradezu froh, wenn ihnen jemand einen unangenehmen Dienst abnahm, und deren gab es viele: da war die „Ronde“ mit dem Streifendienst am Nordbahnhof, wo ganze Züge mit Heeresgut die Plünderer anlockten, die für den, der sie bei ihrem nächtlichen Treiben störte, sogar schlechtgezielte Schüsse bereit hatten. Aber im Grunde machte man sich nur ver-



Wilhelm Bloch

Aufnahme H. Kauffmann

lorene Liebesmüh', da die Bestände dann offen bei Tage verschoben wurden.

Dem Buchstaben nach galt die Alarmbereitschaft im Kasernendienst auch für irgendwelche Unruhen, die in der Stadt ausbrechen konnten; nur hatte man keine Leute mehr, die dafür auch ausgerückt wären. Unvergeßlich ist mir die Entrüstung eines Soldatenrats, als ich ihn fragte, wie er sich das vorstelle und wer dann die Errungenschaften der Revolution verteidige? Zum Glück waren sie noch nicht bedroht, denn der radikale Flügel fühlte sich noch zu schwach und setzte sich mit der sozialdemokratischen Mehrheit erst nur in Wortgefechten auseinander. Der Kriegsminister *Schreiner* hatte sein Amt schon nach acht Tagen wieder abgegeben, um sich ganz der Umsturzpropaganda als Führer des Spartakusbundes zu widmen, aber der energische Soldat wirkte als Redner mehr wie ein Dozent statt als feuriger Agitator. Sein Nachfolger als Minister, Feldwebel *Ulrich Fischer*, hatte sich in der Sturmabteilung unserer Felddivision



Bahnhofsturm mit Königstor und Marstall

Zeichnung von Paul Bonatz

ausgezeichnet; auch sein Wirken war nur kurz, da er bei den Januar-Unruhen die Aussichten des radikalen Flügels überschätzte und darum „schief lag“. Auch Edwin *Hoernle*, der dann bei jenem folgenden Putsch die Hauptrolle spielte, hörte ich einmal im Gustav-Siegle-Haus, wo er behauptete, die deutsche Revolution habe keine Hungersnot zu fürchten, weil *Rußland* uns mit seinen unermesslichen Vorräten helfen werde, während der neue Sowjetstaat damals selbst noch auf Jahre hin mit größter Not zu kämpfen hatte. Dann waren da als unberechenbare Macht noch die Matrosen, voran ihr Führer *Schneider*, ein unheimlich wirkender Draufgänger (um mit seinem späteren Waffenbruder Wildermuth zu reden, „vom Aussehen eines oberflächlich gezähmten Gorillas“). Es war eine der größten Überraschungen, daß er mit seinen Kumpels hernach eine zuverlässige Stütze der provisorischen Regierung wurde ... während der Abenteurer *Reissing*, der sich gleichfalls Obermatrose nannte, obwohl er kein Kriegsschiff gesehen hatte, ein Vorkämpfer der Spartakisten blieb und erst 20 Jahre später als Leibwächter des NS-Reichsstatthal-

ters wegen Ermordung eines Polizeibeamten doch noch von seinem Schicksal ereilt wurde.

Entgegen allen hohnvollen Vorwürfen ist es nicht richtig, daß sich das Bürgertum nach der Überraschung des 9. November scheu versteckt habe – im Gegenteil: es forderte das Mitspracherecht von Bürgerräten, für die sich unter anderen Paul *Bonatz* und Fritz *Busch* einsetzten, aber wo es durch Störversuche radikaler Gegner zu Diskussionen kam, machte man auch damals schon die Erfahrung, wie wenig so mancher Mann von Bildung und Verstand für das politische Debattieren geschult war. Ein im Feld vielfach verwundeter Reservehauptmann, der spätere Landtagsabgeordnete Fritz *Wider*, rief auch die Offiziere zum Zusammenschluß auf und fand ehrlichen Beifall, als er zur Selbstreinigung des Standes von den Elementen aufforderte, die ihn durch schlechtes Beispiel im Krieg „verhunzt“ hätten ... Ich war von meinen jungen Kameraden in den Vorstand dieser Gründung geschoben worden (juristisch nicht unbedenklich, da ich nicht einmal mündig war!) und suchte in meinem jugendlichen Tatendrang hier einen



Erster Besuch des Reichspräsidenten Ebert in Stuttgart ohne „Großen Bahnhof“ und ohne „Weiße Mäuse“

Ansatz politischer Willensbildung – doch er endete schnell auf der Sandbank der Versorgungsansprüche und „wohlerworbener Rechte“.

Aufgewogen wurde diese Enttäuschung durch die Bekanntschaft mit einer ungewöhnlichen Persönlichkeit: in jener Offiziersversammlung trat mit der Aufforderung, unter den neuen Verhältnissen positiv mitzuarbeiten, als Mitglied des Landessoldatenrats ein Landwehrlieutenant in blauem Zivilanzug, weichem Kragen und salopper Krawatte auf – alles geradezu eine Häufung von Abwehrgründen für manchen der durch die Revolution verprellten Kameraden. Dieser Leutnant *Hahn*, der als Plakatzeichner vor dem Krieg durch das an allen Bahnhöfen angebrachte Werbeschild „mir fehlt ein Mayserrhut“ einen ersten Erfolg zu buchen hatte, war von seiner Gebirgstruppe aus Isny in das Stuttgarter Soldatenparlament entsandt worden. Dort im Oberland hatte sich nun am frühesten die Notwendigkeit verlässlicher Schutztruppen ergeben, als zwei kroatisch-ungarische Divisionen, die sich Ludendorff in der ärgsten Bedrängnis an die Westfront ausgeliehen hatte, nach dem Zusammenbruch ihres k. und k. Heimatstaates etwas regellos nach Hause zogen. Da in den Kasernen der größeren Städte die solidesten Leute schnell zu Beruf und Familie drängten, gewannen überall die Nichts-

tuier und Unruhestifter mehr und mehr die Oberhand, und so erschien eines Tages der am 10. November zum Ministerpräsidenten der Provisorischen Regierung bestellte 70jährige Sozialdemokrat Wilhelm *Blos* mit seinem 1848er-Schlapphut in Paul Hahns Dienstzimmer im Generalkommando (der heutigen Bundesbahndirektion), lehnte seinen Regenschirm in die Ecke und fragte, ob er hier bei der richtigen Stelle sei, die über zuverlässige Soldaten verfüge. Aus dieser Begegnung wurde ein Vertrauensverhältnis, durch das dem Lande viel erspart wurde.

Ich gestehe frei und schäme mich auch heute nicht: ich war damals noch lange nicht so verständig, und man konnte auch nicht verlangen, daß jeder mit dem Umsturz die Überzeugungen, in denen er erzogen worden war, wie ein Hemd wechseln solle. Halt und Richtung erwartete man bei der *Fronttruppe* – und mit Recht, denn über die Zukunft der Heimat konnte nicht ohne die Männer entschieden werden, die sie über vier Jahre lang verteidigt hatten. In ihrer gewohnten Haltung kamen sie drei Tage vor Weihnachten in die neuen Verhältnisse zurück, die mancher nicht fassen konnte.

Aber zur *politischen* Aktivität reichte ihr Zusammenhalt nicht mehr aus – sie hatten die Heimkehr verdient, die Entlassung war ihr gutes Recht. So muß

ich nach meinen persönlichsten Eindrücken hinter die historische Schablone vom Draht zwischen *Ebert* und *Groener*, vom „Bündnis der Sozialdemokratie mit den Offizieren zur Niederwerfung der radikalen Bewegung“ ein großes Fragezeichen machen: die letzte große Leistung der Heeresleitung und Truppenführung war die geordnete Zurückführung des Feldheeres in der kurzen nach dem Waffenstillstand gegebenen Frist, wobei unser schwäbischer Landsmann Walther Reinhardt als preußischer Kriegsminister ganz besondere Verdienste erwarb. Was danach in Württemberg geschah, war nicht von Berlin oder irgendwoher sonst organisiert – in Bayern lief es ja in einer noch ganz anderen Richtung! –, sondern hier war es der gesunde schwäbische Sinn, der im eigenen Haus die Ruhe schaffte, die man endlich brauchte, und zwar, das darf gesagt werden, mit einigen kurzen entschlossenen Aktionen, die die allerwenigsten Opfer forderten, als irgendwo sonst im Reich und selbst als manche heutige Demonstration! Lange später hat mir ein Forscher, der mit den Dingen nicht in unmittelbarer Berührung gewesen war – der Reichsarchivrat Müller-Loebnitz (der im Generalstab nicht mit Unrecht der *G'scheitl*-Müller genannt worden war) –, bestätigt, wie er auf Grund aller Unterlagen zu dem Schluß gekommen sei, daß Württemberg – und in Württemberg eben Paul *Hahn* – der Faktor war, der für ganz Süddeutschland die entscheidende Konsolidierung ermöglicht habe. Wie es *Hahn*, der anfangs mit so starkem Mißtrauen zu kämpfen hatte und seinerseits durchaus nicht dem Satz „helf' was helfen mag“ folgte, schließlich fertigbrachte, die verschiedenartigsten Kräfte, den Obermatrosen *Schneider* wie den königstreuen Freiherrn *vom Holtz* und als Matadoren für die neue Truppenwerbung einige angesehenen Feldoffiziere zu gewinnen, bleibt das Geheimnis seiner Persönlichkeit – seine stets unbeirrte Lagebeurteilung entsprang einer Art sechstem Sinn und der ungewöhnlichen Gabe, die rechten Leute auf die rechte Spur zu setzen. Später, als er als Oberpolizeidirektor im festen Alten Schloß residierte, ließ er sich schon morgens beim Rasieren von seinen ‚Kavalieren‘ (wie er seine Nachrichtenleute nannte) das Neueste berichten und war schon im Bilde, bevor die Rapporte aus dem Land zusammenkamen. Im Januar 1919 aber, als der Spartakusbund bewaffnet nach der Macht griff, hatte er mit Scharfblick den noch unfertigen Neubau des Stuttgarter Hauptbahnhofs zu seiner Zitadelle gemacht. Hier brachte er die Regierung unter, die, trotz aller Warnungen dann

doch vom Ausbruch der Unruhen überrascht, einige Stunden in der verdunkelten Stadt umhergeirrt war – von hier aus dirigierte er die spärlichen Kräfte seiner Freiwilligen, die sich aber nun, als es knallte, fast stündlich mehrten, so daß er nach den ersten kritischen Stunden eine zuverlässige Ordnungsmacht in der Hand hatte.

Die Absicht der Gegner war gewesen, die Wahlen zur verfassunggebenden Landesversammlung am 12. Januar und zur deutschen Nationalversammlung am 19. Januar zu stören und sich mit Waffengewalt in den Besitz zweier großer Stuttgarter Zeitungen zu setzen, um so den Druck ihrer Gegenpropaganda zu ermöglichen. Beides wurde durch den entschlossenen Einsatz der Sicherheitstruppe verhindert – im Grunde schon durch ihr Auftreten noch ohne Waffengebrauch; ich kann die Erzählung nicht nachprüfen, ob der einzige Feuerstoß eines Maschinengewehrs in der Büchsenstraße dadurch ausgelöst wurde, daß der Posten ein Wurstpaket, das ihm ein Bürger aus dem Fenster zuwarf, für eine Handgranate gehalten und in der Aufregung durchgedrückt habe – nach dem Feuer durch Dachschützen und Handgranaten aus dem Hinterhalt in den Stunden vorher wäre es zu verstehen . . . die meisten der sieben Todesopfer jener Unruhen sind durch verirrte Kugeln getroffen worden – dagegen wurde der Stuttgarter Arzt Dr. Dopper, als er den Truppen zuwinkte, heimtückisch in den Rücken gestochen, und bei einer Absperrung am Leonhardsplatz war ich Zeuge, wie ein auf meinen Kompanieführer Wildermuth angesetzter Bravo schon die Pistole auf ihn angeschlagen hatte, als eben noch einer unserer Leute dazwischenfuhr.

Die Schauplätze jener unruhigen Stunden haben sich seither so sehr verändert, daß man sich die Bilder von damals kaum selbst noch vergegenwärtigen kann. Nicht vergessen darf ich aber neben den Freiwilligen, die sich zum Dienst mit der Waffe einfanden und nach Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung wieder an Schreibtisch und Werkbank zurückkehrten, jene ehrenamtlichen Wahlhelfer, die in den Wahllokalen, auch in den abgelegensten Vororten, bis tief in die Nacht bei den ihnen anvertrauten Wahlunterlagen ausharrten, bis unsere Einsatzkommandos, mit dem Maschinengewehr auf dem Dach des Pkw, von einer Stelle zur anderen alles eingesammelt und gesichert hatten. Es war für mich ein tiefer Eindruck – ein Hauch vom Inbegriff einer *Volkswahl*, deren gesicherte Durchführung das Schicksal der Heimat auf lange hin zum Guten bestimmen sollte.